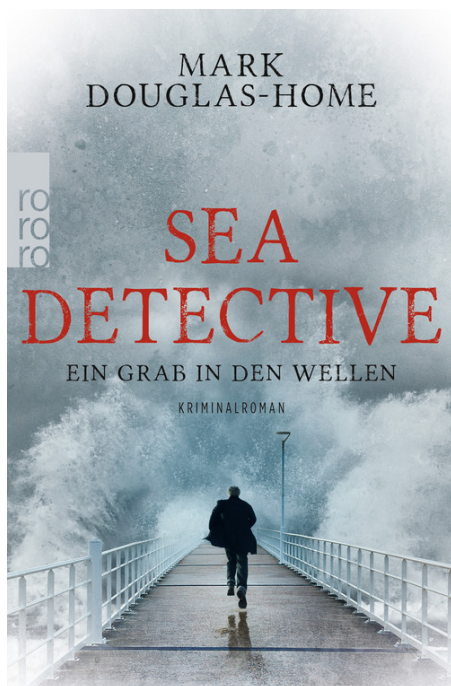


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27246-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Mark Douglas-Home ist Autor und Journalist. Bevor er mit dem Schreiben von Kriminalromanen begann, war er jahrelang Herausgeber der wichtigsten schottischen Tageszeitung «The Herald» und Herausgeber der «Sunday Times Scotland». Der «Sea Detective» ist sein Debütroman und der Auftakt einer Reihe. Douglas-Home ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Edinburgh.

«Spannung aus Schottland: ungewöhnlich, interessant und packend.» (Shotsmag)

«Der Sea Detective hebt die Messlatte für schottische Kriminalromane ... Elegant geschrieben und fesselnd.» (The Scotsman)

«Eine vielversprechende Krimireihe.» (Sunday Times Crime Book of the Month)

Mark Douglas-Home

Sea Detective
Ein Grab in den Wellen

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Stefan Lux

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «The Sea Detective» bei Penguin Books / Penguin Random House, UK.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Februar 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«The Sea Detective» Copyright © 2015 by Mark Douglas-Home

Redaktion Tobias Schumacher-Hernández

Umschlaggestaltung Hafent Werbeagentur, Hamburg

Umschlagabbildungen Christine Amat, Tim Robinson / Trevillion Images;

valentinrussanov / Getty Images

Satz Malabar Pro OTF (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27246 2

Inhalt

1. Kapitel
– Prolog –
– 1 –
– 2 –
– 3 –
– 4 –
– 5 –
– 6 –
– 7 –
– 8 –
– 9 –
– 10 –
– 11 –
– 12 –
– 13 –
– 14 –
– 15 –
– 16 –
– 17 –
– 18 –
– 19 –
– 20 –
– 21 –
– 22 –
– 23 –
– 24 –
– 25 –
– 26 –
– 27 –
– 28 –
– 29 –
– 30 –

- 31 -

- Epilog -

- Danksagung -

– Prolog –

Der kalte Wind ließ das Mädchen zittern. Sie atmete stoßweise ein. Versuchte, sich zu orientieren, den Geruch zu identifizieren. War es das Meer? Ihr Herz schlug schneller. Befand sie sich auf dem Pfad zum Meer? War dies der Weg nach Hause? Sie hörte auf zu kämpfen und begann erneut zu zittern, diesmal vor Aufregung.

Die Frau, die das Mädchen trug und jetzt auf sie einschimpfte, packte fester zu. Ein Arm umklammerte den Rücken des Mädchens, der andere umfasste ihre Kniekehlen. Der Stofffetzen im Mund des Mädchens drückte gegen ihre Zunge, und sie versuchte, ihn auszuspucken, um frische Luft atmen zu können. Um herauszufinden, ob diese Luft so schmeckte, wie sie roch, nämlich nach Freiheit. Diese Hoffnung hatte sie keineswegs aufgegeben. Sie war jung, und für sie war die zurückliegende Zeit langsam vergangen. Hatte ihr Vater nicht recht gehabt? «Sei gehorsam, Preeti, und sei geduldig», hatte er gesagt.

Nachdem das Geld den Besitzer gewechselt hatte, war ihrem Vater die plötzliche kleinemädchenhafte Panik in ihren Augen nicht entgangen. «Er wird dich zu uns zurückbringen, Preeti, in ein oder zwei Wochen. So ist es üblich», hatte er geflüstert. Und noch hinzugefügt: «Wenn er genug von dir hat.»

Sie hatte gefragt: «Und wenn er nun nicht genug von mir bekommt, Vater?»

Er bedachte sie mit diesem nachsichtigen Blick, mit dem er sie manchmal spüren ließ, über welch umfassende Erfahrung er in solchen Dingen verfügte. «Das wird er aber.»

«Sogar ein Mann, der 60 000 Rupien bezahlt?»

Niemand hatte je zuvor 60 000 Rupien für ein Mädchen aus ihrem Dorf bezahlt. Der bisherige Rekord hatte bei 40 000 gelegen.

«Vor allem ein Mann, der 60 000 Rupien bezahlt.»

Preeti runzelte die Stirn. Sie verstand es nicht. Hatte ihr Vater nicht gesagt, sie wäre das schönste Mädchen, das er je gesehen hatte? Hatten die Lastwagenfahrer sie nicht mit mehr Verlangen und Sehnsucht be-

trachtet als irgendein anderes Mädchen? «Warum, Vater? Werde ich nicht mehr schön sein?»

«Du wirst immer schön sein, Preeti, aber solche Männer sehnen sich nach Abwechslung. Sie können sich ein schönes Mädchen kaufen und danach noch ein neues.»

Die Frau stolperte auf dem Pfad, und Preeti klammerte sich an den groben Stoff ihrer Jacke. Wieder stieß die Frau einen Fluch aus, den Preeti nicht verstand. Sie gingen bergab, und die Frau schien in Eile. Preeti spürte ihre Ungeduld. Jetzt hatten sie Treppenstufen erreicht: Die Frau stieg seitlich hinab, schnell, Stufe für Stufe. Preetis Füße schlugen gegen ein Geländer, wodurch das Seil schmerzhaft an ihren Fußgelenken scheuerte. Preeti wand sich, und die Frau packte sie noch fester. Dann flaute der Wind plötzlich ab, und die Schritte der Frau knirschten über Kies. Direkt vor ihnen plätscherte Wasser. Als Preeti dieses Geräusch zum letzten Mal gehört hatte (vor wie vielen Wochen oder Monaten?), hatte es sie mit dunklen Vorahnungen erfüllt. Wohin wurde sie gebracht? Warum hatte man sie gefesselt, geknebelt und ihr die Augen verbunden? Warum hatte der reiche Mann so viel für sie bezahlt, um sie dann so zu behandeln?

Diesmal erfüllte das Plätschern sie mit gespannter Erwartung. Als die Frau sie hinunterließ, spürte Preeti das raue Holz und die schwankenden Bewegungen eines Bootes. War es dasselbe, das sie hierher gebracht hatte? War sie auf dem Weg nach Hause?

Ihr Kopf füllte sich mit einem Kaleidoskop aus Farben, Gesichtern und Gerüchen: die Pink-, Rot- und Grüntöne der Saris, die fröhlichen schmutzigen Gesichter ihrer jüngeren Schwestern Nita und Meena, der Rauch des Holzfeuers, die scharrenden Hennen, der Sand und Staub von der Straße nach Jaipur, die Geräusche der LKWs, der Dieselgeruch in der heißen Luft, Männer, die um Mädchen feilschten.

Lebhafte Erinnerungen blitzten auf: ihre Mutter, die vor ihrer Hütte saß, lachte und über einem Feuer aus Tamarindenzweigen kochte; die regentropfenartigen Tränen ihrer Mutter, als Preeti, in pinkfarbenerm Sari und schmuckbehangen, zur Straße gebracht wurde; wie sie ihre Arme um Preeti legte und außer Hörweite des wartenden Vaters sagte: «Verzeih mir», woraufhin Preeti ihre Angst verborgen und stolz er-

widert hatte: «Es gibt nichts zu verzeihen. Ich bin ein Bedia-Mädchen, und so ist es üblich bei Bedia-Mädchen.»

Als sie in diesem Boot saß, gab sie sich selbst ein Versprechen. Sobald sie wieder daheim wäre, würde sie ihren Vater beiseitenehmen und ihn um die Erlaubnis bitten, mit einem Teil des Geldes für ihre Entjungferung Geschenke für ihre Mutter zu kaufen. Es war Brauch, das ganze Geld für ein Festmahl auszugeben. Aber waren 60 000 Rupien nicht mehr als genug für das größte Festmahl, das ihr Dorf je gesehen hatte?

Wie oft hatte sie von dieser Feier geträumt.

Jedes Mal, wenn sie mit einem Mann zusammen gewesen war, hatte sie an nichts anderes gedacht, war ihr Kopf vom Glanz und der Geräuschkulisse des Festes erfüllt gewesen. Sie würde Goldschmuck tragen, und mit Erlaubnis ihres Vaters würde sie ihrer Mutter einen Sari in dunklem Pink aus Mysore-Seide kaufen. Dazu Baumwoll-Saris für den Alltag, einen neuen Kochtopf und eine Matratze für ihr Bett.

Das Schlagen einer Welle gegen den Bootsrumppf riss das Mädchen aus ihren Träumen. Sie wünschte, die Frau würde ihr die Augenbinde abnehmen. Sie wollte das Schiff sehen, das sie zurück zu ihrer Familie brachte. Es würde in tieferem Wasser warten, so wie damals, als sie an Land gebracht worden war. Würde man sie wieder in eine stickige Kabine einsperren? Auf dem Rückweg, dachte Preeti, bestand dazu wohl keine Notwendigkeit mehr. Sie war keine Jungfrau mehr. Preeti verstand diese Dinge inzwischen besser.

Als das Auto damals am Straßenrand in ihrem Dorf gehalten hatte – glänzend schwarze Karosserie, getönte Scheiben –, war ein zufriedener Schauer durch ihren schwächtigen Körper gelaufen. Niemals hatte ein Auto wie dieses wegen eines Mädchens aus ihrem Dorf gestoppt. Sie erinnerte sich, wie die LKW-Fahrer ihr schlecht gelauntes Feilschen unterbrochen und missmutig auf den Wagen gestarrt hatten, denn sie wussten, dass dieses wunderschöne Mädchen nicht ihnen gehören würde. Nicht damals und vielleicht auch in Zukunft nicht, falls sie zum Arbeiten nach Neu-Delhi oder Mumbai gehen würde. Sie hatte Geschichten über solche exotischen Mädchen gehört, die jedes Jahr Zehntausende Rupien für ihre Familien verdienten. Preeti hatte zugeschaut, als die Fensterscheibe des Autos einige Zentimeter nach unten gegliitten war.

Ihr Vater war unsicher an die Fahrerseite getreten und hatte durch den Spalt gesprochen, sich unterwürfig hinabgebeugt.

Als er zu ihr zurückgekommen war, hatte sie gefragt: «Sah er gut aus? Und war er sauber?» Ihr Vater schüttelte seinen Kopf und lächelte wie jemand, dem gerade etwas Wunderbares passiert war. «Ein Mann, der 60 000 Rupien für ein Mädchen ausgibt, ist immer sauber.»

«60 000 Rupien», hatte sie atemlos wiederholt, und das Lächeln ihres Vaters verwandelte sich in ein breites Grinsen.

«Hast du ihn gesehen, Vater? Sah er gut aus?»

«Ein Mann, der 60 000 Rupien für ein Mädchen ausgibt, fährt sein Auto nicht selbst.»

Das war wieder etwas, das sie nicht verstand. Warum sollte sich ein Mann einen Mercedes kaufen, wenn er ihn nicht selbst fuhr? Sie wollte nicht respektlos gegenüber ihrem Vater erscheinen, also wartete sie, bis sie im Auto saß, und fragte dann den Fahrer: «Sind Sie der Mann, der für mich bezahlt hat?»

Die Vorstellung ließ ihn laut auflachen. «Wie sollte ich es wohl schaffen, 120 000 Rupien aufzubringen?»

«Aber Sie haben meinem Vater nur 60 000 Rupien gegeben.» (Preeti staunte selbst, dass sie in diesem Zusammenhang das Wort «nur» verwendet hatte.)

«Ganz genau, und bald werde ich einem weiteren Vater 60 000 Rupien für seine Tochter übergeben. Das Geld gehört einem anderen Mann. Ich bin nur sein Fahrer.»

Preeti verfiel in eifersüchtiges Schweigen. Es gab noch eine andere Bedia, die so schön war, dass sie ebenfalls 60 000 Rupien wert war? Hatte ihr Vater nicht gesagt, sie sei das schönste Mädchen, das je eine Bedia-Mutter geboren hatte?

Keine zehn Minuten später hielt das Auto in einem anderen Dorf, und wieder ließ der Fahrer das Fenster ein Stück hinabgleiten.

Er übergab eine Rolle Geldscheine an einen großen Mann mit rundem Gesicht und weißen, gleichmäßigen Zähnen. Preetis Mutter hatte ihr beigebracht, dass gute Zähne bei einem Mann ein Zeichen von Wohlstand und guter Herkunft waren. Dann öffnete sich die Wagentür, und ein Mädchen in einem grünen Sari stieg ein und setzte sich auf

den dunklen Ledersitz neben Preeti. Sie war groß und wunderschön mit schimmerndem dunklem Haar, großen Augen und vollen, rot bemalten Lippen. Sie weinte. Preetis Eifersucht schwand. Sie nahm die Hand des Mädchens und fragte nach ihrem Namen.

«Basanti», erwiderte das Mädchen.

«Wie alt bist du, Basanti?»

«Ich bin vierzehn.» Ihre feuchten Augen starrten Preeti an. Sie flehten um Hilfe.

Basanti war ein Jahr älter als Preeti.

«Bist du das älteste Kind?»

«Nein, ich bin die Jüngste in meiner Familie.»

Jetzt verstand Preeti ihre Tränen. Während sie selbst als älteste Tochter auf die *dhanda*, das Sexgeschäft, vorbereitet worden war, war das bei Basanti nicht geschehen – noch nicht. Etwas Unerwartetes musste in ihrer Familie vorgefallen sein. Basanti weinte um die Hochzeit, die sie nie erleben, und den Bräutigam, den sie niemals haben würde. Sie weinte wegen ihres neuen Lebens als *dhandewali*, als Prostituierte.

Preeti nahm sie in die Arme.

Die Fahrt dauerte mehrere Stunden, und Preeti ließ Basanti während der ganzen Zeit nicht los. Einmal schlief Basanti auf Preetis Schoß ein. Das jüngere Mädchen streichelte das Haar der Älteren und fragte sich, warum ein Mann zwei solcher Mädchen brauchte und welche von ihnen er wohl anziehender fände. Basanti war hochgewachsen und schlank, hatte schmale Hüften, einen eleganten Hals und große Augen. Preeti war klein und anmutig wie eine Tänzerin, mit ausgeprägten Wangenknochen und einem fein gezogenen Mund.

Preeti dachte, dass ihr niemals ein so schönes Mädchen wie Basanti begegnet war.

Als sie das Gefühl hatte, schon die halbe Nacht hindurchgefahren zu sein, hatte Preeti genug von den Scheinwerfern entgegenkommender Autos und LKWs. Sie fragte den Fahrer: «Sind wir bald da?»

Freundlich erwiderte er: «Versuch zu schlafen, dann geht die Fahrt schneller vorbei.»

Preeti sagte, sie könne nicht schlafen, schloss aber die Augen und erwachte ruckartig, als der Fahrer irgendwann scharf bremste und in eine Seitenstraße bog.

Er hörte ihre Bewegung. «Wir sind da», sagte er und hielt an einem Lagerhaus mit Metallgittern vor schwarz überstrichenen Fenstern. «Wir sind in Mumbai.»

«Wohnt hier der Mann, der uns gekauft hat?», fragte Preeti. Auch Basanti war aufgewacht und drückte Preetis Hand noch fester.

Der Fahrer schüttelte den Kopf und ließ die Mädchen aussteigen. Ihm voran stiegen sie einige Stufen bis zu einer vergitterten Tür hinauf. Dort erwartete sie ein anderer Mann, der einen weißen Anzug, weiße Schuhe und eine Sonnenbrille trug.

«Ist das der Mann?», flüsterte Basanti.

«Ich glaube schon», erwiderte Preeti.

Keine von beiden hatte jemals derart teure Kleidung gesehen. Dieser Mann sah tatsächlich so aus, als könne er 120 000 Rupien für zwei Mädchen aufbringen.

Preeti und Basanti wurden durch einen langen Gang zu einem Zimmer gebracht, in dem ein Einzelbett und ein Stuhl standen. Es wurde von einer Deckenlampe erhellt, und die Vorhänge waren zugezogen. Eine Frau mit pockennarbigem Gesicht saß auf dem Stuhl und stand auf, als Preeti und Basanti den Raum betraten. Zu dem Mann im weißen Anzug sagte sie etwas, das Preeti nicht verstand. Nachdem er den Raum verlassen hatte, nahm die Frau die Hände der Mädchen und musterte sie anerkennend. «Schöne Mädchen», sagte sie im Dialekt der beiden und strahlte vor Freude. Preeti und Basanti lächelten ebenfalls, obwohl sie sich unbehaglich fühlten, als sie die Berührung der schwieligen Hände spürten. Als Nächstes half sie Preeti und Basanti aus ihren Kleidern und sagte: «Ihr müsst euch waschen ...»

Doch sie entdeckte die Sorge in den Gesichtern der Mädchen und führte ihren Satz nicht weiter.

«Ist der Mann in dem weißen Anzug derjenige, der für Basanti und mich bezahlt hat?», fragte Preeti.

Die Frau antwortete nicht.

Als sie sich ausgezogen hatten, empfanden die Mädchen Scham voreinander.

Basanti berührte Preetis Arm und flüsterte: «60 000 Rupien sind zu wenig für ein Mädchen, das so schön ist wie du.»

Preeti erwiderte: «Für dich auch.»

«Jede von uns ist 70 000 Rupien wert», erklärte Basanti.

«Mehr ... 80 000, 90 000, 100 000.»

Dann sprach Preeti über die Hunderttausenden von Rupien, die sie und Basanti durch die *dhanda* für ihre Familien verdienen würden. Über die reichen Männer, auf die sie noch in vielen Jahren anziehend wirken würden. Würde jemals eine Bedia-Tochter Einkünfte haben wie sie beide?

Die Frau verließ das Zimmer und schüttelte den Kopf über diese Mädchen, die nur ans Geld dachten. Sie kehrte mit einer Schüssel Wasser zurück. Sie wusch beide, erst Preeti, dann Basanti, und drehte sie dabei im Kreis. Preeti bespritzte Basanti mit Wasser, und beide Mädchen lachten nervös, denn sie hatten Angst, was als Nächstes passieren würde. Ein zweites Mal verließ die Frau das Zimmer und kehrte mit etwas Essen zurück, Pav Bhaji, sowie neuer, westlicher Kleidung – Bluejeans, T-Shirts und eine Auswahl von goldenen und silbernen Pumps.

Während sie aßen und sich ankleideten, erzählte die Frau Geschichten von Bedia-Mädchen und ihrem Kriegerblut, ihrer Tapferkeit und dass die *dhanda* eine ehrbare Arbeit für solch schöne Mädchen wäre. Sie wusste aus Erfahrung, dass Bedia-Mädchen diese Lügen liebten. Wurde ihnen nicht dasselbe von ihren nichtsnutzigen Vätern erzählt, die allesamt von Banditen, Räubern und Dieben abstammten?

«Seid ihr schon einmal mit dem Flugzeug gereist?», fragte die Frau.

Preeti und Basanti schüttelten die Köpfe.

«Oder mit einem Schiff?»

Wieder schüttelten sie die Köpfe und kicherten.

«Die Männer, die euch gekauft haben, wohnen sehr weit weg. Ihr werdet zu ihnen reisen, sobald sie für euch bezahlt haben.»

«Wurde denn noch nicht für uns bezahlt?», fragte Preeti. Sie hatte das Geld gesehen. Was redete diese Frau da?

Die Frau antwortete nicht, aber Basanti blieb hartnäckig: «Hat mehr als ein Mann für Preeti und mich bezahlt?»

«Ja, mehr als einer.»

«Nicht der Mann hier, der im weißen Anzug?»

Die Frau zögerte einen Moment. «Nein.»

«Wo sind diese Männer? Sind sie hier?»

«Sie haben euch zugesehen, als ihr euch gewaschen und umgezogen habt.»

Preeti sagte: «Niemand hat uns zugesehen. Die Tür war geschlossen.» Sie schaute zum Fenster, um sich zu vergewissern, dass der Vorhang noch zugezogen war.

Die Frau deutete hinter sich. Im Winkel zwischen Wand und Decke war eine Kamera angebracht. «Die Männer haben euch aus großer Entfernung zugesehen und für euch geboten.»

Preeti und Basanti tauschten verängstigte Blicke aus und hielten sich an den Händen.

«Wo sind diese Männer?», fragte Basanti.

«In anderen Ländern.»

«Reisen wir nach Dubai, um diese Männer zu treffen? Das ist doch ein anderes Land, oder?», fragte Preeti. An Basanti gewandt, fügte sie hinzu: «Ich habe gehört, wie mein Vater es erwähnt hat.»

Die Frau zuckte die Achseln. «Ja, Dubai ...» Doch weil ihre Antwort so schnell gekommen war, glaubte ihr keines der Mädchen.

«Was haben sie mit uns vor, Basanti?», fragte Preeti. Wieder weinte Basanti.

Der Mann im weißen Anzug öffnete die Tür und blieb dort stehen. Die Frau umarmte sie nacheinander und sagte: «Dort entlang, meine hübschen Bedia-Mädchen.» Sie führte sie durch den Gang bis zur Tür mit dem Gitter und die Stufen hinunter zum Auto, wo der Fahrer sie erwartete.

Sie führen zu einem Flugplatz außerhalb von Mumbai.

Sechs andere Mädchen warteten dort, keine Bedia, aber Mädchen wie Basanti und Preeti, die niemals heiraten würden, weil ihre Jungfräulichkeit verkauft worden war; deren Schicksal darin bestand, Geld für ihre Familien zu verdienen. Sie alle wurden zu einem weißen Flugzeug

mit zwei Propellern geführt. Preeti und Basanti teilten sich einen Sitz im hinteren Teil, und als die Maschine mit brüllenden Motoren abhob, zwang Preeti sich, nicht zu weinen. Musste sie nicht stark für Basanti sein?

Das Flugzeug landete nach einer Stunde, vielleicht auch nach zweien. Preeti hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Inzwischen hielt jede Sekunde genug Sorgen für eine Minute bereit und jede Minute genug Angst für eine Stunde.

Preeti und Basanti verließen die Maschine als Letzte. Sie stiegen hinten in einen schwarzen Lieferwagen, der neben einer der Tragflächen gehalten hatte, und sahen die verängstigten Gesichter der anderen Mädchen, die bereits darin saßen. Preeti sprach laut ein Gebet. Zwei der Mädchen wimmerten. Ein drittes würgte vom Geruch des Flugzeugtreibstoffs. Aus dem Wimmern wurden schmerzgeplagte Schreie. Das würgende Mädchen übergab sich, und der Gestank erfüllte den Lieferwagen. Preeti sprach ein weiteres Gebet, still für sich, und zog Basanti fest an sich.

Bald hielt der Lieferwagen, und die Türen öffneten sich. Preeti erkannte, dass sie sich auf dem Kai einer Werft befanden. Vor ihnen lag ein großes Schiff, und ein Mann mit dunkler Brille und blauem Overall brüllte sie an, sie sollten aussteigen. Preeti und Basanti betraten als Erste die Gangway. An Deck führten sie zwei Männer über Metallstufen wieder hinunter, durch einen schmalen Gang zu einer rostigen Tür, hinter der sich eine kleine Kabine ohne Bullauge befand. Sie enthielt ein Bett, eine Toilette und eine Dusche.

Die anderen Mädchen sahen sie nie wieder.

Einmal am Tag wurde ihnen von einem Mann mit Kapuze ihr Essen gebracht. Er war ihr einziger Besucher, vom ersten Tag der Reise bis zum letzten.

Wie viele Tage waren sie auf dem Schiff? Lange bevor man sie schließlich von Bord brachte, hatte Basanti die Vermutung geäußert, mehr als zwei Monate unterwegs zu sein. Preeti war sich nicht sicher gewesen. Es hätte mehr sein können oder auch weniger, wer wusste das schon? Danach jedenfalls hatte Basanti jedes Mal, wenn der Mann ihnen ihr Essen brachte, einen Kratzer in der Wand hinterlassen. Eines

Abends befahl er ihnen dann, nicht zu schlafen, ihren spärlichen Besitz zusammenzupacken und sich bereitzuhalten, um von Bord zu gehen. Basanti zählte die Kratzer an der Wand. Es waren siebenundzwanzig.

Man verband ihnen die Augen, ehe sie den Raum verließen. Nicht der schwächste Lichtschimmer drang an ihre Augen, als sie draußen an Deck standen. «Ist es Nacht?», fragte Basanti.

«Ich glaube schon», antwortete Preeti.

Es war die Kälte, die ihnen als Erstes auffiel. Wo waren sie? In welchem Land waren sie gelandet? Basanti wurde zu einer Leiter geführt. Sie rief Preeti zu, was mit ihr passierte. Doch Preeti nahm nur den Schrecken in Basantis Stimme wahr. Dann ertönte ein Kommando von unten – eine Männerstimme –, und ein Besatzungsmitglied stieß Preeti an, damit sie Basanti folgte. Er hob sie auf die Leiter und hielt sie fest, bis ihre Füße Halt gefunden hatten. Ihre Hände packten die Metallholme, und sie begann mit dem Abstieg. Sie zitterte so stark, dass sie zu fallen fürchtete, doch nach einem Dutzend Sprossen packten raue Hände sie von unten.

Ihre Hand- und Fußgelenke wurden mit einem Seil gefesselt, während eine zweite Person sie festhielt. Ein Stück Stoff wurde ihr in den Mund gezwängt. Danach musste Preeti sich neben Basanti setzen, und die Mädchen drückten sich fest aneinander, um sich zu wärmen und gegenseitig Mut zu machen. Preeti keuchte wegen des trockenen Knebels in ihrem kleinen Mund. Sie schluckte, bis ihre Kehle wund war. Schließlich dröhnte ein Motor los, das seitliche Schaukeln des Bootes hörte auf, und eine Brise trocknete den Schweißfilm auf Preetis Gesicht.

Zwanzig Minuten später stieß das Boot sanft gegen einen Anleger.

Basanti wurde als Erste an Land gebracht, dann Preeti. Preeti bemerkte, dass sie von einer Frau getragen wurde, da sie über deren Schulter hing und die schlaffen Brüste spürte. Die Frau sprach kein Wort. Die einzigen Geräusche waren das Plätschern der Wellen und das Knirschen von Kies. Sie schienen Stufen hinaufzusteigen, und plötzlich war sie in einem Gebäude. Nun hörte sie bloß noch die Schritte der Frau. Wo war Basanti? Als die Frau ihre Fesseln löste und sie von Augenbinde und Knebel befreite, stellte Preeti fest, dass sie sich in einem Schlafzimmer ohne Fenster befand. Die Frau, die Regenkleidung und eine Sturmmit-

ze mit Augenschlitzen trug, öffnete eine Tür, um Preeti das Bad zu zeigen. Sie sagte: «Es wird dir hier gefallen, meine Kleine. Da bin ich ganz sicher.» Dann entfernte sie sich.

Preeti weinte um Basanti, die süße, verängstigte Basanti. Und um sich selbst.

Später kam der erste Mann zu ihr. Er war klein, fett, blass und trug eine Mausmaske. Seine Stimme war freundlich, und er brachte Preeti ins Bad und wusch sie von oben bis unten mit einer besonderen Seife, ehe er sie ins Bett trug und das Licht ausschaltete. Sie hörte, wie er sich entkleidete; dann spürte sie, wie das Bett unter seinem Gewicht einsank, sein Gesicht sich auf ihres drückte und er sie küsste. Die Maske hatte er abgelegt.

Preeti lag still, wie ihr Vater es ihr erklärt hatte, und zwang sich, nicht zusammenzuzucken, als es weh tat.

Als er fertig war, schlief er ein. Er schnarchte. Sie ging ins Bad, um den bitteren Geruch seines Schweißes und die Blutspur zwischen ihren Oberschenkeln abzuwaschen. Dies war das erste Mal, dass sie ihren Kopf bewusst mit dem Wirbeln und den Geräuschen des Festes anfüllte, das sie feiern würde, wenn sie in ihr Dorf zurückkehrte. Wie viele weitere Male hatte sie solche Bilder heraufbeschworen? Hundert Mal, zweihundert Mal: Sie hatte aufgehört zu zählen.

Manchmal blieben die Männer über Nacht. Manchmal kam derselbe Mann Abend für Abend wieder. Manche Männer blieben für eine Stunde oder zwei und kamen nie zurück. Es war nach einer dieser kurzen Begegnungen, dass die Frau in ihr Zimmer trat. Sie trug die Sturm-
mütze, was normal war. Doch sie schrie Preeti an, und das war ungewöhnlich. Sie stopfte die wenigen Kleider des Mädchens in eine Tasche, fesselte sie und legte ihr die Augenbinde an, wobei sie ihr in der Eile Schmerzen zufügte.

Irgendetwas stimmt nicht, dachte Preeti.

Dann roch sie das Meer, hörte das Knirschen der Füße der Frau auf dem Kies und wagte zu glauben, dass sie auf dem Weg nach Hause wäre. Welchen weiteren Beweis brauchte sie außer diesem Boot? War es nicht dasselbe Boot, das sie an Land gebracht hatte?

Sobald sie tieferes Wasser erreicht hatten, bewegte sich die Frau im Heck. Sie kam auf Preeti zu. Ihre Stiefel hallten auf den Planken, und das Boot schwankte hin und her. Sie löste das Seil um Preetis Beine, dann das, mit dem ihre Arme gefesselt waren. Schließlich zog sie das Stück Stoff aus ihrem Mund. Preeti schnappte gierig nach der salzigen Luft. Sie schmeckte nach Freiheit, süßer Freiheit.

Als die Frau ihr die Augenbinde abnahm, starrte Preeti rings um sich her. Es war dunkel. Das einzige Licht war das weiße Schimmern der Wellen, die am Boot vorbeizogen. Wo war das Schiff? Wo war die Freiheit?

Die Frau legte ihre Arme unter Preetis Beine und um ihren Rücken. Sie hob sie hoch. «Leb wohl, Schätzchen», sagte sie. Dann fiel Preeti und klatschte ins Wasser. Der Schock des Untertauchens und die Kälte ließen sie nach Luft schnappen, brachten ihren Angstschrei zum Verstummen. Als sie wieder an die Oberfläche kam, hechelnd und würgend, entfernte sich das Brummen des Bootsmotors bereits. Preeti schrie auf, doch ihre Stimme verlor sich in der Endlosigkeit des Ozeans und im scharfen Wind. Sie schrie nach ihrer Mutter, nach ihrem Vater und nach Basanti. Sie flehte, ihre Schwestern noch einmal wiedersehen zu dürfen. Eine von ihnen würde in die *dhanda* verkauft werden, falls Preeti nicht zurückkehrte. Nein, bitte.

Sie begann zu sinken, und Wasser drang in ihre Lunge. Ihre Kehle und Luftröhre brannten. Der Brustkorb fühlte sich an, als müsse er zer-springen. Noch einmal schnellte sie an die Oberfläche hoch und holte verzweifelt Atem, ehe sie zurück unter die Wellen sank.

Jetzt spielte sie Kabaddi. Sie lief und lief, sprintete auf die Linie zu, wo ihre Mannschaftskameradinnen nach ihr riefen, sie anfeuerten, noch schneller zu rennen. Die gegnerischen Spielerinnen waren dicht hinter ihr, doch sie war schnell. Zwanzig Schritte fehlten ihr noch. Konnte sie die Linie überqueren, ohne noch einmal Luft zu holen? Noch ein Schritt. Noch ein Schritt. Noch ein Schritt. War sie da? Sie musste atmen.

Sie atmete keuchend, doch statt Luft drang kaltes Seewasser ein und überschwemmte ihre erschöpfte Lunge.

Regel Nummer eins: Kenne deine Fluchtroute.

Hatte er eine? Einen Dreck hatte er.

Als der Sensor ihn entdeckte und die Scheinwerfer aufflammten, rannte Cal McGill instinktiv auf die nun hell erleuchtete Grundstücksmauer zu. Diese wurde von einem Lattenzaun gekrönt, der angebracht worden war, um den Garten des neuen Umweltministers vor den neugierigen Blicken der Nachbarn oder schaulustiger Passanten abzuschirmen. Die Latten liefen oben spitz zu, was dem Zaun eine Art Sägezahnmuster verlieh. Cal sprang an der Wand hoch, doch das plötzliche Aufheulen einer Alarmanlage ließ ihn in Hektik verfallen. Sein Fuß rutschte an einem feuchten Stein ab, und er fiel mit rudernden Armen auf den Zaun, wobei sich eine der Latten in seinen Brustkorb bohrte. Er schrie auf, warf sich auf der anderen Seite hinunter und stürzte in die Dunkelheit einer Seitengasse. Der harte Aufprall raubte ihm den Atem. Er stöhnte auf. Schmerz flammte in seinem Brustkorb auf.

Diesseits der Mauer lag das Bodenniveau tiefer als im Garten des Ministers. Hier klang die Alarmanlage dumpf und weit entfernt. Cal lag benommen vor der Mauer, wischte sich Sand und Dreck von den Händen und ächzte, bis eine sich nähernde Polizeisirene ihn zum Aufstehen zwang. Er versuchte zu laufen, doch jeder Schritt zerrte an seiner Wunde, sodass er sich schließlich darauf beschränken musste, die Gasse entlangzuhumpeln. Im Geiste malte er sich aus, was sich hinter seinem Rücken abspielte.

Die Polizeisirene gab ein letztes ersticktes Keuchen von sich, als der Streifenwagen das Haus des Ministers erreichte.

Die Alarmanlage verstummte.

Ein Hund heulte auf: ein eifriges, wölfisches Bellen, das Cal an einen losgelassenen Jagdhund erinnerte, dessen Nase zum ersten Mal die Witterung der fliehenden Beute aufnimmt.

Fluchend torkelte er weiter. Am Ende der Gasse befand sich ein Tor. Er trat hindurch und gelangte auf ein Feld. Der Boden unter seinen Füßen war eben, doch die Verletzung ließ ihn unsicher gehen, und in

der Dunkelheit konnte er sich kaum orientieren. Nachdem er zweimal gestolpert war, verdrehte er sich das rechte Fußgelenk. Normalerweise hätte er einen Sturz wahrscheinlich mit den Händen abgefangen. Als er nun aber zur Seite kippte, schoss wieder der stechende Schmerz durch seinen Brustkorb, und instinktiv presste er im Fallen die Arme an den Körper. Seine Schulter krachte auf einen Stein, und die rechte Gesichtshälfte wurde in den Schlamm gedrückt. Wieder entfuhr ihm ein Stöhnen.

Er war auf alles gefasst und hielt den Atem an, um noch einmal angestrengt zu lauschen.

Der Polizeihund würde ihn bald entdecken. Er würde sich im Dunkeln geschmeidig und sicher bewegen. Cal malte sich das rhythmische Tappen seiner Pfoten auf der feuchten Erde aus; seine unerbittliche Zielstrebigkeit; die Speichelfäden, die von seinen Lefzen herabgingen. Er zog die Beine an, legte die Arme schützend vors Gesicht und wartete auf den Schmerz, wenn das Tier zubiss. Sekunden vergingen, eine Minute. Nichts war zu hören außer der Sirene eines weiteren Polizeiautos. Cal erlaubte sich den Gedanken, dass er vielleicht das Bellen eines Hundes aus dem Dorf gehört hatte, den der Lärm aufgeschreckt hatte. Er schaffte es auf die Knie, immer noch halb in Erwartung eines Hundes, der wie eine Rakete durch die Dunkelheit auf ihn zuschoss. Er lauschte noch einen Moment, stand dann auf und wankte weiter, indem er jeweils den linken Fuß voransetzte und den rechten nachzog.

Er überquerte das Feld und stieg über einen Zaun auf einen weiteren Acker, wo das Gelände steil abfiel. Bald sah er die Lichter eines Dorfes vor sich; zunächst ein halbes Dutzend, dann immer mehr. Cal tastete in der Anoraktasche nach seinem Handy, schaltete es ein und schirmte das grünliche Leuchten des Displays ab. Es war 23 Uhr 48. In ungefähr fünf Stunden würde die Morgendämmerung einsetzen. Dann würde er sich auf sein einziges Stück echter Planung verlassen müssen. Er hatte nämlich auf der Website des lokalen Busunternehmens nach der letzten Verbindung gesucht. Der Bus verließ das Dorf, in dem der Umweltminister wohnte, um 23 Uhr 40, also vor acht Minuten. Nur zur Sicherheit hatte er sich auch den Fahrplan für frühmorgens angeschaut. Ein Bus klapperte zwischen 7 Uhr 30 und 8 Uhr 15 alle Dörfer in dieser Gegend

ab, um Schulkinder einzusammeln. Und das war auch schon Cals ganzer Notfallplan. Beim nächsten Mal würde er sich besser vorbereiten. Warum eigentlich immer beim nächsten Mal?

Das Dorf lag keine zweihundert Meter vor ihm. Dazwischen befand sich ein weiteres Feld hinter einer Weißdornhecke, die sich als Silhouette vor dem Himmel abzeichnete. Cal kroch unter ihre Zweige und lehnte den Rücken gegen einen Strunk. Seine linke Hand tastete instinktiv nach seiner Seite. Die Finger entdeckten den Riss im Anorak und fühlten das klebrige gerinnende Blut auf seinem T-Shirt. Cal entschied sich gegen einen Versuch, die Wunde zu säubern. Seine Hände waren abgeschürft und dreckig vom Sturz, und es war ohnehin zu dunkel, als dass er hätte sehen können, was er tat. Sanft drückte er gegen den Stoff, um eine mögliche Blutung zu stoppen. Dann fand er seinen iPod in der Anoraktasche und schottete sich von der Außenwelt ab.

Es war ungewöhnlich, dass er im Freien schlecht schlief. Zu jeder Jahreszeit besuchte er die Inseln und schlief dort einfach am Strand, wenn das Wetter es zuließ. Oder unter einer Plane. Heute aber beunruhigte ihn der Gedanke, die Dämmerung zu verpassen. Er wollte auf den Beinen sein, ehe es hell wurde, für den Fall, dass die Polizei nach ihm suchte. Drei oder vier Mal wachte er auf, suchte am Himmel jenseits des Dorfes nach Anzeichen der Dämmerung und fluchte, weil es noch genauso dunkel war wie zuvor. Dann fiel er in einen tiefen Schlaf, wobei er auf der linken Seite lag und so das Wecksignal seines Handys abdämpfte. Geweckt wurde er von zwei Tauben, die geräuschvoll in der Hecke neben ihm aufflatterten. Er riss die Augen auf. Das Morgenlicht tauchte die Felder und Hecken ringsum in die satten Grüntöne des Monats Mai. Cal fluchte und schaute auf sein Handy. Es war 7 Uhr 20, gerade einmal zehn Minuten, ehe der Bus seinen ersten morgendlichen Halt machte.

Er drehte sich um und sah, wie sich die letzten Nebelschwaden über dem Dorf erhoben, einer hübschen Ansammlung von zwei Dutzend Häusern rings um eine Kirche und ein Gebäude, das nach einem Hotel aussah. Bei dem Feld zwischen dem Dorf und ihm handelte es sich um einen Fußballplatz, der an der Stirnseite durch eine Steinmauer begrenzt wurde, die sich bis in die Nähe von Cals Schlafplatz zog. Er stieg über die Mauer und spürte die Erschütterung in seinem Körper, als er

auf der anderen Seite landete. Mit steifen Fingern untersuchte er seine Wunde. Sie fühlte sich trocken an. In gebückter Haltung humpelte er auf das Dorf zu. Auf halber Strecke spähte er über die Mauer. Eine Reihe von Cottages erstreckte sich zu seiner Rechten. Die Bushaltestelle befand sich vor dem Hotel, über dessen Eingang in Frakturschrift der Name «Craw's Nest» zu lesen war. Cal duckte sich und ging weiter auf einen Zaun zu, der die Straße säumte. In diesem Moment hörte er ein näher kommendes Motorengeräusch. Es war ein PKW, ein roter Volkswagen, nicht der überpünktliche Bus oder ein Streifenwagen. An der Bushaltestelle allerdings standen ein Kind in Schuluniform und ein Mann mit einer Tweedmütze; Vater und Sohn, vermutete er. Sie kehrten ihm den Rücken zu. Er stellte den rechten Fuß auf den Zaun und sprang auf die Straße. Besorgt schaute er auf, doch weder der Mann noch der Junge hatten ihn bemerkt.

Cal zog seinen Anorak zurecht, wischte über seine Jeans und überquerte die Straße. Er war nur noch zwanzig Meter von der Bushaltestelle entfernt, als Vater und Sohn auf ihn aufmerksam wurden. Der Mann warf Cal unwillkürlich einen misstrauischen Blick zu und legte dem Jungen in einer beschützenden Geste eine Hand auf die Schulter.

«Guten Morgen, schöner Tag heute», sagte der Mann. Seine ländlichen Umgangsformen gewannen die Oberhand über die Vorsicht. Seine Stimme krächzte, und er räusperte sich. Cal registrierte seine Hände. Sie waren groß mit rot angeschwollenen Fingern. Die Hosenbeine steckten in Arbeitsstiefeln.

«Oh ja, allerdings», murmelte Cal und senkte den Kopf, um den Mann nicht zu weiterer Konversation zu ermutigen. Er trat ein paar Schritte zurück, um Abstand zu halten.

Vier weitere Kinder, drei Mädchen und ein Junge, näherten sich der Bushaltestelle. Als sie Cal sahen, schielten sie unauffällig zu ihm herüber. Das größte Mädchen flüsterte etwas, woraufhin sich alle vier die Hand vor den Mund hielten und kicherten. Cal wandte sich ab. Er wollte nicht, dass sie der Polizei eine Beschreibung liefern konnten, die über das Offensichtliche und Nutzlose hinausging: männlich, knapp eins achtzig, bekleidet mit einem schwarzen Kapuzen-Anorak

von North Face, dreckigen Jeans und Wanderstiefeln. Er zog die Kapuze tiefer ins Gesicht.

Als er sich wieder umdrehte, blickte der Mann die Straße hinunter, doch der Sohn starrte mit aufgerissenen Augen auf Cals rechten Oberschenkel. Dort, auf seiner Jeans, befand sich ein faustgroßer Fleck getrockneten Bluts. Cal drehte sich weg. Genau in diesem Moment bog der Bus um die Ecke. Mit einem Zischen der Druckluftbremsen wurde er langsamer. Als sich die Tür öffnete, rannten die Kinder die Stufen hinauf und zu den Plätzen im hinteren Teil.

Der Vater winkte seinem Sohn zu und machte ein paar unsichere Schritte den Bürgersteig entlang, ehe er stehen blieb und Cal noch einen Blick zuwarf. Er schien hin und her gerissen bei dem Gedanken, seinen Sohn mit diesem Fremden fahren zu lassen. Dann aber wandte er sich um und schritt davon, als wäre er zu der Überzeugung gelangt, dass so früh an einem wunderschönen Maimorgen nichts Schlimmes passieren konnte. Jedenfalls nicht in einem Dorf, das letztmalig vor sieben Jahren in der Kriminalitätsstatistik aufgetaucht war, als die Spritztour mit einem gestohlenen Auto an der Seitenwand des «Craw's Nest» ihr Ende gefunden hatte.

Der Busfahrer, ein rotgesichtiger Mann, der die Kinder fröhlich mit Vornamen begrüßt hatte, bemerkte Cal. «Wunderbarer Morgen», rief er aus.

Mit gesenktem Kopf fragte Cal: «Fahren Sie nach West Linton?»

«Ja, dahin fahren wir am Morgen.»

«Wo bekomme ich Anschluss nach Edinburgh?»

«Da steigen Sie am besten an der Schule aus.»

Cal fand eine Zwei-Pfund-Münze in seiner Tasche, nahm das Wechselgeld entgegen und setzte sich hinter den Fahrer. Als der Bus den Hügel hinaufkletterte und an einer Gabelung links abbog, fiel Cal das Straßenschild ins Auge. Er fluchte und verkroch sich tiefer in seinem Sitz. Der Bus brachte ihn zurück ins Dorf, in dem der Umweltminister wohnte. An den Tatort.

Zwischen blühenden Kastanien waren bald die ersten Gebäude zu sehen. Das Haus des Ministers, ein ehemaliges Pfarrhaus der Church of Scotland, lag am Ende der einzigen Straße im Ort. Cal zog die Kapuze

noch tiefer ins Gesicht. Ein Polizeiwagen stand am Tor des Anwesens, ein dreistöckiges georgianisches Gebäude inmitten von Blumenbeeten, gepflegten Rasenflächen und mit Buchsbaumhecken gesäumten Kiespfaden. Die Höhe des Busses gestattete Cal einen Blick über die Mauer hinweg auf den rückwärtigen Lattenzaun. Er entdeckte die Stelle, wo er sich aufgespießt hatte – eine der Latten war abgebrochen. Dann bemerkte er die Scheinwerfer über der Verandatür und auf dem Giebel.

Was ihn verwirrte, war der Umstand, dass der Sensor so lange gebraucht hatte, um ihn zu entdecken und die Lichter einzuschalten. Die Verzögerung hatte dazu geführt, dass ihn der Alarm unvorbereitet traf. Er hatte sich fast drei Minuten lang im Garten aufgehalten, ehe er die Scheinwerfer und die Alarmanlage ausgelöst hatte.

Cal versuchte, den Kasten mit der Sirene zu entdecken, bemerkte stattdessen aber etwas anderes, das ihm einen Riesenschrecken einjagte und böse Vorahnungen weckte. Im ersten Stock, auf einer Wandhalterung zwischen den beiden Scheinwerfern, befand sich eine kleine schwarze Kamera. Sie schwenkte langsam vor und zurück. Warum hatte er bloß hochgeschaut?

Regel Nummer zwei: Trag eine Kapuze. Das hatte er getan.

Regel Nummer drei: Schau niemals nach oben. Diese Regel hatte er im Moment, als die Lichter aufflammten, nicht befolgt, sondern sein erschrockenes Gesicht wie einen bleichen, reflektierenden Mond geradewegs in die Kamera gehalten.

Warum nur?

Detective Inspector David Ryans Tag begann ausgesprochen mies, nämlich mit dem Läuten des Telefons um 5 Uhr 30. Der Anruf kam aus der Einsatzzentrale im Präsidium und übermittelte eine Anordnung des Assistant Chief Constable, die Ermittlungen in einem «politisch sensiblen Fall» zu übernehmen.

«Jemand ist in den Garten des Umweltministers eingedrungen», erklärte der diensthabende Sergeant. «Gestern Abend. Es hat ein paar St-

unden gedauert, bis die Informationen von der lokalen Dienststelle weitergeleitet wurden.»

Ryan fluchte. Schon jetzt klang es ganz danach, als hätte er den Schwarzen Peter gezogen.

«Der ACC will Sie so schnell wie möglich dort draußen haben. Wegen des erheblichen politischen Risikos für die Polizeibehörde.» Weil er Ryans gereizte Reaktion voraussah, fügte der Sergeant schnell hinzu: «Seine Worte, nicht meine.»

«Wurde irgendetwas gestohlen oder zerstört?»

«Nichts außer einer abgebrochenen Zaunlatte. Soweit die Jungs vor Ort es beurteilen können, ist ansonsten kein einziger Grashalm zu Schaden gekommen.»

«Also könnte es ein Betrunkener gewesen sein, der durch die Gegend geirrt ist.»

«Möglich.»

Wieder fluchte Ryan. «Wo wohnt dieser Minister?»

«Ein paar Kilometer von West Linton entfernt.»

«Schicken Sie mir die Anschrift mit Postleitzahl per SMS», blaffte Ryan.

Er duschte, zog sich an und fuhr zur Umgehungsstraße. An der ersten roten Ampel programmierte er sein Navi. Unterwegs herrschte so wenig Verkehr, dass er Edinburgh binnen zwanzig Minuten hinter sich gelassen hatte und an den Pentland Hills südwestlich der Stadt entlangfuhr. Keine zehn Minuten später passierte er die Zufahrt des Ministers.

Danach war dann Verzögerung auf Verzögerung gefolgt, manche davon der Routine geschuldet und unvermeidlich, andere nicht. Während einer Tirade der Ministergattin über die schmutzigen Fußabdrücke der Polizisten auf den Teppichen in ihrem Flur und Salon hatte Ryan aufgehört, zwischen beidem zu unterscheiden.

Was sollte er schon sagen, wenn er nicht anbieten wollte, selbst zu putzen?

Zuerst versuchte er es auf die beschwichtigende Tour. «Es tut mir leid, Madam.» Hatten die fraglichen Beamten denn nicht ihr Haus nach Eindringlingen durchsucht? Waren sie nicht um Madams Sicherheit besorgt gewesen?

Madam hier, Madam dort.

Doch so schnell ließ sie nicht locker. Als Nächstes ging es um das Treffen ihres Lesekreises später am Vormittag, um das Forensikerteam, das «ihr Haus in Unordnung» bringen würde, wo sie doch Gäste erwartete, um die Polizei, die im Garten mehr Durcheinander anrichtete als der Einbrecher.

Als Ryan sich schließlich aus der Situation befreit hatte, fuhr er zum örtlichen Polizeirevier. Eine Stunde lang wartete er, bis die Beamten, die am Abend vor Ort gewesen waren, sich aus dem Bett gequält hatten, um seine Fragen zu ihrem (unzulänglichen) Bericht zu beantworten. Ihre Fußabdrücke auf den Teppichen des Ministers erwähnte er nicht. In seinen Augen war dies der einzige Punkt, an dem sie sich halbwegs richtig verhalten hatten: dieser verdammten Frau eine Lektion zu erteilen.

Die Rückfahrt zum Präsidium dauerte vierzig Minuten und strapazierte seine Geduld noch weiter. Wütend quälte sich Ryan von einem Berufsverkehr-Stau zum nächsten. Inzwischen saß er bei einem späten, aus Tee und einem Käsesandwich bestehenden Frühstück in der Kantine, als ein Techniker ihm eine Akte reichte. Darin befanden sich ein Polizeifoto und ein Auszug aus einer Akte. Das Gesichtserkennungsprogramm hatte den Eindringling, den die Sicherheitskamera des Ministers aufgenommen hatte, als einen Bagatelldeliktäter und politischen Aktivistens namens Caladh McGill mit Wohnsitz in Edinburgh identifiziert.

Abermals fluchte Ryan.

Alles an diesem McGill roch armselig und weit unterhalb des Niveaus, auf das Ryan seine Antennen ausgerichtet hatte.

Ein letztes Prestigeprojekt unmittelbar vor dem Zusammenbruch des Edinburger Immobilienbooms war der Umbau eines ehemaligen Whisky-Lagerhauses an der Straße zwischen dem alten Hafen von Leith und dem Yachthafen von Granton. Die Investoren, die in der Hoffnung auf hohe Mieteinnahmen ihre Anzahlungen vor dem Beginn der Bauarbeiten leisteten, zogen sich mit Verlusten aus dem Projekt zurück, noch ehe sie endgültig zu Eigentümern wurden. Heute konnte The Cask, das Fass, so der schönfärberische Name des Gebäudes, die Anzeichen der Vernachlässigung nicht mehr verbergen. Das rot-weiße Transparent, das «Ein- und Zwei-Zimmer-Luxusapartments zum Verkauf» anbot, war von Abgasen geschwärzt. Direkt darunter war ein weiteres angebracht: «Zu vermieten / Kauf möglich mit 25 % Ermäßigung bei schnellem Abschluss». Dieses Transparent war vorsorglich für den erneuten Aufschwung des Immobilienmarktes angebracht worden, der weiterhin auf sich warten ließ. Käufer waren keine gekommen. Nicht einmal Interessenten.

Stattdessen hatte es einen Deal zwischen dem Bauträger und einer Gesellschaft für sozialen Wohnungsbau gegeben, der verhinderte, dass die Bank, mehrheitlich im Besitz der britischen Steuerzahler, die Immobilie beanspruchte. Die Gesellschaft bot vier der zwanzig Wohnungen zu niedrigen Mieten an: «Übergangswohnungen» für Teenager aus Fürsorgeeinrichtungen. Der einzige andere Bewohner war Cal. Der Bauunternehmer ließ ihn mietfrei in einem «Studio-Penthouse» mit Blick auf die leerstehende Getreidemühle jenseits eines unerschlossenen Geländes wohnen. Als Gegenleistung übernahm Cal Hausmeistertätigkeiten. Seine «Gunst-und-Gnaden»-Wohnung, wie sie der Bauträger gern mit einem deutlichen Anflug von Sarkasmus bezeichnete, lag im obersten Stockwerk, wo der Aufzug ihn jetzt mit einem letzten Ruckeln absetzte.

Cals Wohnung lag ganz am Ende des Korridors. Die in die Decke eingelassenen Spots flackerten auf. Cal ließ das Kinn auf die Brust sinken, um nicht ins grelle Licht schauen zu müssen. Trotz seiner Müdigkeit grinste er angesichts der Ironie: Warum hatte er nicht gestern

Abend den Kopf gesenkt, als die Lichter im Garten des Ministers aufgeflammt waren?

Seine Tür mit der Aufschrift STRANDGUT UND TREIBGUT ERMITTLUNGEN führte in ein großes luftiges Studio, das durch zwei Meter hohe Regale mit Metallstützen in einen Wohn- und einen Schlafbereich unterteilt war. Cal wandte sich nach links und ging an seinem ungemachten Bett vorbei ins Bad. Langsam stieg er die drei Stufen hinunter und hielt sich vorsichtig die Seite. Er löste die Schnürsenkel seiner schlammbespritzten Boots, öffnete den Gürtel und ließ Jeans und Unterwäsche auf den Boden fallen. Seine Beine waren muskulös und weiß, abgesehen von einer purpurroten Narbe unterhalb des linken Knies, die er einem Tauchunfall vor zwei Monaten verdankte. Er öffnete den Reißverschluss seines Anoraks, der ihm von den Schultern glitt und einen Blutfleck auf seinem T-Shirt erkennen ließ, der sich von unterhalb des rechten Arms bis zur Hüfte ausdehnte. Cal zog am Stoff, doch der klebte fest. Also suchte er nach einer Schere, ehe er sich unter die weit aufgedrehte Dusche stellte.

Der erste Wasserschwall war so kalt, dass er nach Luft schnappte. Als das Wasser wärmer wurde, schnitt er das T-Shirt herunter, bis nur noch ein Kreis blutiger Baumwolle an seiner Seite klebte. Er zupfte vorsichtig daran und lockerte den Stoff unter dem fließenden Wasser, bis schließlich ein dunkelvioletter, gezackter, fünf oder sechs Zentimeter langer Riss im Fleisch sichtbar wurde. Cal stellte die Dusche ab und tupfte die Wunde mit Papiertaschentüchern ab, bis kein Blut mehr floss. Er trocknete sich ab und stieg die Stufen zu seinem spärlich möblierten Schlafbereich hinauf. Am Fuß des Bettes stand eine offene Truhe, der er weiße Boxershorts entnahm. Er zog sie mit einer Hand an und hielt sich mit der anderen am Gerüst des Regals fest, wobei er darauf achtete, die (bei der letzten Zählung) zweihundertdreiundsiebzig vom Meer angespülten Fundstücke und Kuriositäten nicht zu beschädigen, die er dort aufbewahrte.

Die Entdeckung, die ihm am meisten bedeutete, lag auf dem obersten Regalbord: ein hundertzwanzig Zentimeter langer grüner Schildkrötenpanzer, den er gefunden hatte, als er den langen Strand an der zum offenen Atlantik liegenden Westküste der Insel South Uist entlangge-

laufen war. Er war nach einem Oktobersturm halb vom Sand begraben gewesen. Er hatte den Panzer bis zur Straße geschleppt und war per Anhalter zurück zu seinem Zelt gefahren. In jener Nacht hatte er seine Karten ausgebreitet und die Reise nachvollzogen, die die Schildkröte möglicherweise hinter sich hatte. Er fragte sich, durch welche Anomalie des Wetters oder Störung seines Orientierungssinns das Tier auf den Äußeren Hebriden gelandet war. Wie bei seinen anderen Funden waren auf einem Etikett das Datum der Entdeckung und die maßgeblichen Koordinaten festgehalten. (Wie für einen Antiquitätenhändler war auch für ihn die Herkunft wichtig.)

Cal stöberte noch einmal in der Truhe auf der Suche nach einem sauberen T-Shirt. Er streifte es sich über und ging in die Küche, die dem Schlafbereich gegenüber in einem Alkoven mit Wendeltreppe zum Dach lag. Cal lehnte sich gegen das eiserne Treppengeländer und wartete, bis das Wasser kochte. Er machte sich einen Kaffee, schwarz, und nahm den Becher mit an seinen Arbeitstisch, der den größten Teil des Wohnbereichs einnahm. Beide Enden des Tisches waren mit Ozeanographie-Büchern, aufgerollten Karten und Aktenordnern beladen. Auf dem mittleren Teil standen seine Computer: zwei PCs und ein Laptop, der ihn auf seinen Forschungsreisen begleitete. Zwischen den PCs war noch Platz für ein Telefon und einen Fotorahmen mit zwei Bildern: das Sepia-Porträt eines wettergegerbten jungen Mannes mit einer Wollmütze und gleich daneben das Foto eines weißen Grabsteins neben einer geschwungenen Steinmauer vor dem azurblauen Meer.

Cal setzte sich auf seinen Bürostuhl. An der Wand hinter ihm hingen zwischen großen Fenstern zwei Landkarten. Eine zeigte die weltweiten Strömungen der Ozeane. Kaltströmungen wurden in Dunkelblau angezeigt, farblich abgestuft nach ihren Temperaturen. Die warmen Strömungen waren in Orange und dunklen Rottönen markiert. An verschiedenfarbigen Stecknadeln befestigte Fäden führten von der Karte zu Zeitungsausschnitten an der Wand. Jeder erzählte die Geschichte einer nicht identifizierten Leiche, die an den Strand gespült oder aus dem Meer geborgen worden war. Die ausführlichsten drehten sich um die drei Jahre zurückliegende Entdeckung eines indischen Mädchens,

deren Leiche sich nahe der Insel Scarba vor der Küste von Argyll in den Netzen eines Fischerboots verfangen hatte.

Mit der linken Hand berührte Cal seine Wunde, um zu überprüfen, ob sie blutete, und mit der rechten schaltete er seine PCs ein. Dann checkte er seinen Posteingang. Er öffnete eine Mail von DLG.

Hey Leute, hört euch mal die Radionachrichten an. Abgetrennter Fuß am Strand von Seacliff gefunden. Wahnsinn, oder?

Cal klickte die Website der BBC an. Dort fand er einen kurzen Bericht auf der Schottlandseite.

Die Überreste eines menschlichen Fußes wurden heute Morgen von einer Frau gefunden, die ihren Hund am Strand von East Lothian ausführte. Die Polizei sucht die Umgebung nach weiteren Leichenteilen ab.

Ein Sprecher der Lothian and Borders Police sagte: «Unsere Ermittlungen befinden sich noch in einem sehr frühen Stadium. Wir bitten jeden, der am Strand von Seacliff, fünf Meilen östlich von North Berwick, etwas Verdächtiges bemerkt hat, sich bei der Polizei zu melden.»

Seacliff ist ein für seine besondere Schönheit bekannter Ort in der Nähe der Ruinen von Tantallon Castle.

Cal zog die Tastatur des anderen PCs zu sich heran. Er enthielt sein Archiv. Bei der letzten Zählung hatte es 48 422 Fotos enthalten sowie Hunderte von Ordnern und Dokumenten mit Landkarten, Forschungsberichten und Meeresdaten, die von Wissenschaftlern überall auf der Welt gesammelt worden waren.

Seine Suche nach «Fuß Columbia» brachte als Ergebnis sieben Dateien, eine für jeden abgetrennten Fuß, der zwischen August 2007 und November 2008 an der Küste von British Columbia und der Pazifikküste der USA angespült worden war. Cal erinnerte sich an die meisten Details, weil sie selbst jemandem wie ihm, der daran gewöhnt war, dass das Meer eigenartige Gegenstände an die Küste spülte, bizarr erschienen.

Sämtliche Füße hatten in leichten Turnschuhen gesteckt; es hatte sogar zwei zueinanderpassende Paare gegeben. Nur ein einziger Fuß konnte identifiziert werden – er stammte von einem Mann mit Depressionen. Die Theorie lief darauf hinaus, dass er sich ertränkt hatte. Vor Ort wurde spekuliert, dass die anderen Füße von den Passagieren eines Leichtflugzeugs stammten, das in der Nähe der Fundstellen ins Meer gestürzt war.

Woran sich Cal nicht mehr erinnern konnte, war die physiologische Erklärung. Er fand sie in einer mit «Kirkland» bezeichneten Datei, nach der Insel benannt, auf der man den vierten Fuß entdeckt hatte. Dort gab es einen Kommentar des obersten Gerichtsmediziners von British Columbia, Terry Smith. «Es könnte sich hierbei einfach um das Ergebnis eines natürlichen Verwesungsprozesses im Wasser handeln, verstärkt durch Schäden, die im Meer lebende Aasfresser angerichtet haben.»

In einem anderen Bericht aus dem gleichen Zeitraum beschrieb ein nicht namentlich genannter medizinischer Experte den Prozess als «Ex-artikulation». Gegenüber CBC News erklärte er, dass das Fußgelenk sich auf natürliche Weise vom Bein trennen könne, sobald die Leiche ein fortgeschrittenes Stadium der Verwesung erreicht habe.

Es scheint so, als ob in diesen speziellen Fällen die exartikulierten Füße durch die Auftriebskräfte der Schuhe an die Oberfläche gelangten. Dafür gibt es also eine natürliche Erklärung. Ungeklärt bleibt aber, wie so viele Leichen ins Wasser gelangten und ob hier ein krimineller Hintergrund zu vermuten ist.

Cal las die drei übrigen Dokumente. Als er damit fertig war, hatte DLG eine weitere Mail geschickt:

Der Fuß wurde ungefähr um 7 Uhr 30 gefunden. Der Hund brachte ihn seinem Frauchen!

Cal erwiderte:

Danke, DLG. Schick mir alles, was du hörst. Es interessiert mich.

Er überprüfte seine Winddaten: Seit ein oder zwei Tagen hatte ein leichter Ostwind geweht. Anschließend fuhr er mit einem Finger die Gezeitentabelle entlang. In Dunbar, dem Seacliff am nächsten liegenden Messpunkt, hatte die Flut vor einer Stunde und zehn Minuten, um 11 Uhr 45, den höchsten Stand erreicht. Der Fuß war höchstwahrscheinlich am späten gestrigen Abend an Land getrieben, als um 23 Uhr 34 Hochwasser geherrscht hatte. Ungefähr zum selben Zeitpunkt, als er aus dem Garten des Umweltministers geflohen war.

Cal holte sich eine Karte der Nordsee auf den Bildschirm. Er vergrößerte die Gegend um die Mündung des Flusses Forth und die Küste von East Lothian herum, wo ein Wirbel von Pfeilen die Strömungsrichtungen darstellte. Cal ging die verschiedenen Möglichkeiten durch: Der Fuß könnte vom offenen Meer hereingetrieben oder vom Forth in Richtung Osten gespült worden sein. Da er immer noch in einem Schuh steckte, hätte er sogar einen langen Weg die Ostküste hinunter mit der südlichen Strömung des Atlantikwassers genommen haben können, das durch den Fair Isle Channel zwischen den Shetland- und Orkney-Inseln floss. Cal nahm sich eine Datei vor, in der Informationen zu angelandeten Leichen an den Küsten des Mündungsgebiets gespeichert waren. In den letzten neun Monaten waren es sechs Tote gewesen: bei fünf hatte es sich um Selbstmord gehandelt, im sechsten Fall hatte ein Segler einen Herzinfarkt erlitten und war über Bord gegangen.

Wie viele weitere Leichen noch in der Tiefe lagen, konnte niemand wissen. Sie konnten jahrelang auf dem Meeresboden liegen, falls das Wasser tief genug war und der Meeresgrund weder von Stürmen noch von Fischernetzen aufgewühlt wurde. Hatte sich der Fuß möglicherweise von einer Leiche gelöst, die im tiefen, ruhigen Wasser des Mündungsgebiets lag? Es war denkbar.

Cal öffnete eine Mail des schottischen WWF, der sich nach seinen Recherchen bezüglich mehrerer zusammenhängender Fischernetze erkundigte, die im Moray Firth nahe Inverness entdeckt worden waren. Vier Große Tümmler hatten sich in den Maschen verfangen und waren ertrunken.

Cal antwortete:

Ich komme voran. Die Art der Netze wird von großen Teilen der spanischen Fangflotte benutzt. Ich warte noch auf Informationen vom Hersteller der Netze.

Dann mailte er an DLG:

Weißt du, ob ein Schuh dabei war?

DLG schrieb zurück:

Wie meinst du das?

Steckte der Fuß am Strand von Seacliff in einem Turnschuh?

Warum?

Es könnte wichtig sein. Falls der Fuß keinen Turnschuh trug, ist es wahrscheinlicher, dass er am Strand abgelegt wurde.

Ich finde es heraus.

Cal nippte an seinem Kaffee, der inzwischen kalt geworden war. Passend zu seiner Stimmung. Warum hatte er nach oben geschaut? Es wurmte ihn immer noch. Wie genau hatte die Kamera ihn wohl erwischt: seinen Mund, seine Nase? Vielleicht nicht einmal seinen Mund? Und was konnte die Polizei mit der Aufnahme anfangen?

Irgendwie fühlte er sich nicht beruhigt.

Beim nächsten Mal würde er besser planen.

Manchmal spürte Basanti plötzlich Preetis Gegenwart, so als wäre sie ganz in der Nähe. Dann machte ihr Herz einen Satz. Es waren kurze

und seltene Momente der Freude. Sie fragte sich dann, ob Preeti im selben Gebäude festgehalten wurde, wie sie in einem fensterlosen Raum. Zu anderen Zeiten, den schlimmen Zeiten, stellte Basanti sich vor, dass Preeti weit weg und verloren war. Dann war sie verzweifelt. Ihr einziger Trost lag darin, dass Preeti, sollte sie fliehen können, nach Basanti suchen würde, wie sie es umgekehrt auch tun würde. Manchmal, egal ob tagsüber oder nachts, egal ob Basanti allein war oder nicht, flüsterte sie ihrer abwesenden Freundin zu: «Ich werde dich finden. Versprochen.» Basanti stellte sich vor, wie Preeti ihr gegenüber dieselbe Verpflichtung einging. Doch mit der Zeit fühlten sich nicht jene Tage am deprimierendsten an, an denen die Männer zu ihr kamen, sondern jene, an denen sie dachte: Es ist so lange her, Preeti. Werden wir uns jemals wiederfinden?

Detective Inspector David Ryan zündete sich noch eine Zigarette an, seine dritte in zwanzig Minuten. Nach dem ersten Zug ließ er sie auf den Bürgersteig fallen, zerquetschte sie unter seinem Absatz und schaute noch einmal auf seine Armbanduhr. Inzwischen war es 14 Uhr 30. Sie standen jetzt schon länger als eine Stunde hier: fünf Beamte, die ihre Zeit verplemperten, weil Detective Constable Helen Jamieson die Bedeutung des Wortes «dringend» nicht kannte. Er seufzte und trat nach einem weiteren halbgerauchten Stummel, der glimmend über die Betonplatte schlitterte. Der Staatsanwalt hatte gesagt, alles wäre arrangiert: Um 13 Uhr sollte ein Richter den Durchsuchungsbeschluss unterzeichnen. Ryan hatte Jamieson telefonisch angekündigt. Alles, was Jamieson noch zu tun hatte, war, den Beschluss im Büro des Staatsanwalts abzuholen – «jederzeit nach 13 Uhr 15». Wie lange konnte es dauern, von der Staatsanwaltschaft nach Granton zu fahren, um Himmels willen? Ryan fürchtete inzwischen, dass die Geschichte an die Presse durchsickern würde, ehe er seine Verhaftung durchführen konnte. Wie lange würde es dauern, bis der Umweltminister seinen Kollegen im schottischen Parlament davon erzählte? Oder seine larmoyante Frau es in die Welt hinausposaunen würde?

«Na los, Jamieson.» Wieder seufzte er. «Beeil dich, du hässliche Tussi.»

Ryan hatte bereits Zeit verschwendet, indem er im Süden der Stadt das falsche Haus in Aufruhr versetzt hatte. Der Eigentümer war McGills Vater, allerdings war es an Leute vermietet, die Caladh McGill, oder Cal, wie sie ihn nannten, seit mindestens neun Monaten nicht gesehen hatten. Die Maklerfirma erklärte, dass McGill senior sich außer Landes aufhielt und in Swasiland als Lehrer arbeitete. Die einzige Telefonnummer, die sie von McGill junior besaßen, gehörte zu einem Handy. Es hatte weitere anderthalb Stunden gedauert, das Telefonsignal in einem umgebauten Whiskylagerhaus im Norden der Stadt zu orten. Die augenblickliche Verzögerung war dem fehlenden Durchsuchungsbeschluss zu verdanken. Ryan hatte Jamieson viermal angerufen und sich jedes Mal

anhören müssen, sie sei unterwegs. Gott im Himmel, wo blieb die fette Kuh?

An die Wand eines Lagerhauses gelehnt und vor der Meeresbrise geschützt, zündete Ryan sich eine weitere Zigarette an und starrte teilnahmslos auf einen leeren Parkplatz. Sein Handy piepte. Er schaute aufs Display. «Wurde auch Zeit», brummte er ärgerlich.

Es war Jamieson. «Ich stehe mit dem Durchsuchungsbeschluss neben Ihrem Wagen.»

Ryan antwortete nicht. Er überquerte die Straße und achtete darauf, sich außerhalb des Sichtfelds von McGills Wohnung im obersten Stockwerk von The Cask zu halten. Ryans Wagen parkte hundert Meter die Straße hinunter auf dem Vorplatz einer ehemaligen Tankstelle. Jamieson beobachtete im Rückspiegel, wie sich ihr Vorgesetzter näherte. Auf die Entfernung hatte er etwas Plumpes an sich, das sie amüsierte: der unvollkommene David Ryan. Entweder waren seine Oberschenkel zu massig oder die Unterschenkel zu kurz. Egal woran es lag: Wenn er wie jetzt vorgebeugt und mit schnellen Schritten lospreschte, dann wirkte sein Körper irgendwie zu groß für seine Beine.

Würde sie?

Gelegentlich stellte sie sich diese Frage.

Würde sie, wenn sich die Gelegenheit ergäbe?

Jamieson hatte versucht, die neue DC beim Kaffee in der Kantine vor Ryan zu warnen. «Früher oder später baggert er jede Frau an.»

Was nicht hundertprozentig stimmte, denn an sie hatte er sich nicht herangemacht.

Doch in Tessa Rainey's Fall war es nur eine Frage der Zeit. Sie war eine hochgewachsene, schlanke Brünnette mit Pagenkopf und einem hübschen, ovalen Gesicht. Ein anderer weiblicher Detective, Sandra Pater-son, hatte Jamieson mitten in ihrem warnenden Vortrag unterbrochen. «Alles, was du wissen musst, Tessa, ist, dass er gut eins achtzig groß ist, kurze braune Haare, ein attraktives Gesicht und schmale, geheimnisvolle, grüne Augen hat. Und ...», sie leckte sich provokativ die Lippen, «er ist heiß, ein klasse Typ. Trägt immer blaue Einreihler und weiße Hemden, keine Krawatte, zwei Knöpfe offen, immer zwei.»

«Klingt gut», erklärte DC Rainey.

Jamieson hatte lahm gelächelt und an ihrem Kaffee genippt. Als das Gespräch sich einem anderen Thema zugewandt hatte, beugte sie sich zu Rainey hinüber. «Warte, bis du Ryan begegnest, dann verstehst du, was ich meine.»

Rainey schenkte ihr die Art mitleidigen Blick, unter dem sie schon so oft gelitten hatte. Mit einem unverhüllten und geringschätzigen Tazieren erfasste er Jamiesons dünner werdendes lockiges Haar, ihr rotes Gesicht und ihre Figur in Kleidergröße vierundvierzig. «Ich kann es kaum erwarten ...»

Jamieson lief rot an.

Dann mischte Paterson sich ein: «Bloß weil er dich nicht vögeln will, Helen.» Und Rainey, die neue Kollegin, hatte gelacht.

Jamieson ärgerte sich über sich selbst, weil es ihr etwas ausmachte und weil sie das nicht verbergen konnte. Rainey besaß keinen IQ von 173, keinen erstklassigen Abschluss in Jura, keinen Master in Kriminologie. Auch beherrschte sie keine drei Sprachen. Jamieson schon. Jamieson schaffte alles, Jamieson konnte alles. Jamieson hatte Raineys Akte gelesen. Sie war klug, spielte aber nicht in Jamiesons Liga. Manchmal wollte sie es laut herausschreien. *Ich bin nicht die Person, die ihr in mir seht. Ich bin anders. Besser.*

Trotzdem, verglichen mit Ryan war DC Rainey ziemlich naiv, ein dummes Mädchen. Jemand musste sie vor ihm warnen. «Hör zu, Tessa ...» Jamieson sprach leise, um Rainey mit ihrer Ernsthaftigkeit zu beeindrucken. «Ryan ist ein skrupelloser Drecksack. Nimm dich vor ihm in Acht.»

Sie entschied sich, ihr letztes schlagkräftiges Argument – Ryans anhaltenden Status als Jungeselle – für sich zu behalten. Sie hatte bereits zu viel gesagt. Ryan war neununddreißig, und keine Frau blieb lange genug bei ihm, um ihn zu heiraten. Dafür musste es noch einen anderen Grund geben als den schieren Andrang weiblicher Besucher in seinem Badezimmer.

Rainey und Paterson hatten nach Jamiesons Warnung einen Blick getauscht, und Paterson hatte der neuen Kollegin zugeblinzelt. «Die echten Drecksäcke sind die Besten. Meinst du nicht auch, Tessa?» Die beiden Polizistinnen hatten gekichert, woraufhin sich Jamieson unele-

gant wie immer zurückgezogen hatte. Ihre Hüften klemmten zwischen den Armlehnen ihres Stuhls, und als sie aufstand, hob sich der Stuhl ein Stück mit ihr an.

Würde sie? Nein, sie würde nicht. Aber irgendwann würde irgendwer nett zu ihr sein.

Ryan hatte den Vorplatz der Tankstelle erreicht, und Jamieson stieg aus dem Wagen. Sie klopfte auf ihre Umhängetasche.

«Ich hab ihn, Chef.»

«Würde auch verdammt Zeit», sagte er, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Sie setzte an, die Verspätung zu erklären. «Der Richter verbringt die halbe Mittagszeit beim Buchmacher ... Der Staatsanwalt musste auf ihn warten.» Doch Ryan hörte nicht zu. Er war hinter sein Auto getreten, öffnete den Kofferraum, zog sein Jackett aus und legte eine kugelsichere Weste an.

Als er hinter der Heckklappe auftauchte, fragte Jamieson: «McGill ist doch nicht gefährlich, oder, Sir?»

«Oh, ich würde es bezweifeln, Jamieson.» Ryan schaute sie an, als würde er die Nähe einer derart reizlosen Frau als Zumutung empfinden. «Ich bin sicher, dass er harmlos ist. Bleiben Sie einfach bei mir, dann sind Sie in Sicherheit.»

Hier ruht Helen Jamieson, die einzige Frau, die bei Inspector Ryan in Sicherheit war.

Jamieson errötete. «Das habe ich nicht gemeint, Sir.»

Ryan zuckte die Achseln. «Das haben Sie aber *gefragt*.»

Er wandte sich ab, trat an den weißen Audi, der vor seinem Wagen parkte, schlug zweimal aufs Dach und beugte sich zum offenen Fenster hinunter. «Okay, los geht's.»

Die Vordertüren öffneten sich, und zwei uniformierte Beamte stiegen aus. Sie trugen Kampfhelme mit hochgeschobenen Visieren. Der größere und vierschrötigere der beiden trug eine schwarze Metallröhre mit einer Ramme. Jamieson hielt sich fünf Schritte hinter ihnen. Zwei weitere Beamte, Detective Constables wie Jamieson, bewachten Vorder- und Rückseite des Gebäudes. Sie trugen Jeans, Turnschuhe und Sweat-shirts.

Es war Ryans Entscheidung gewesen, mit so vielen Beamten anzurücken, obwohl McGills Akte den Eindruck nahelegte, dass er ein unbedeutender politischer Aktivist war. Er war zweimal verurteilt worden, beide Male am selben Tag des Jahres 2003. Zunächst hatte man ihn wegen Landfriedensbruchs bei einer gewalttätigen Demonstration gegen den Irakkrieg in Glasgow festgenommen und angeklagt. Nach einer Leibesvisitation war ein zweiter Anklagepunkt hinzugekommen: der Besitz von Cannabis. Beide Fälle wurden zusammen am Glasgow Sheriff Court verhandelt. Er hatte sich schuldig bekannt und war im einen Fall zu einer Geldstrafe von 180 Pfund, im anderen von 250 Pfund verurteilt worden. Damals war er zweiundzwanzig gewesen und hatte am Scottish Marine Institute in Dunstaffnage bei Oban Meereswissenschaften studiert. Ein damals aufgenommenes erkennungsdienstliches Foto hatte die Identifizierung der Aufnahme aus der Überwachungskamera des Ministers ermöglicht.

Der nächste Eintrag in McGills Akte stammte vom Juli 2005. Dort wurde er als selbständig arbeitender Forschungsstudent geführt. Er war mit einer Gruppe von Demonstranten festgenommen worden, die beim G8-Gipfel im Gleneagles Hotel in Perthshire eine Polizeisperre durchbrochen hatten. Man hatte ihn ohne Anklage laufenlassen. Bis gestern Abend war kein weiterer Eintrag hinzugekommen. Was die Frage aufwarf: Hatte sich McGill vom Schmalspur-Agitator zum echten Kriminellen entwickelt?

Ryan hatte seine Zweifel, aber trotzdem. Der Chief Constable interessierte sich für die Sache. Die Medien würden nicht lange auf sich warten lassen. Schmalspur oder nicht, Ryan musste ihn verhaften, und zwar schnell. Er konnte sich die Schlagzeilen für den Fall, dass er es versaut, bereits ausmalen. Außerdem würde man im schottischen Parlament Fragen stellen. «Hat der Justizminister volles Vertrauen in die örtliche Polizeidienststelle am Wohnsitz des Ministers für Umwelt, Klimawandel und Landreform?» Sollte sich die Angelegenheit zum Medienzirkus ausweiten, dann wäre Ryans Antrag auf Versetzung zur Scottish Crime and Drug Enforcement Agency wohl in Gefahr.

Ryan näherte sich The Cask, woraufhin einer der Detectives seinen Beobachtungsposten an der Ecke des Hauses verließ und nach oben deutete. «McGills Wohnung liegt in der obersten Etage, Sir.»

Ryan betrat das Gebäude, durchquerte den gefliesten Hausflur und warf einen Blick in den Aufzug. Er ließ die Tür offen stehen, um zu verhindern, dass jemand weiter oben ihn benutzte. Dann bedeutete er den anderen Beamten, ihm die Treppe hinauf zu folgen. «Für den Fall, dass er gerade auf dem Weg nach unten ist.»

Auf dem Treppenabsatz im dritten Stockwerk hielt Ryan einen Moment inne und wandte sich an Jamieson: «Alles klar, Jamieson?»

«Ja, Sir.»

«Bleiben Sie dicht hinter mir, okay?», grinste Ryan.

Errötend erwiderte Jamieson: «Danke, Sir.»

Sie stiegen die letzte Treppe hinauf. Ryan betrat den Flur als Erster. Als er sich McGills Wohnung näherte, flackerte die Deckenbeleuchtung auf. Er betrachtete das Schild mit der Aufschrift STRANDGUT UND TREIBGUT ERMITTLUNGEN, zog eine Augenbraue hoch und flüsterte: «Mein Gott, ein Spinner.» Jamieson deutete auf den im Schloss steckenden Schlüssel. Ryan drehte ihn langsam. Die Tür öffnete sich und gab den Blick auf einen hellen Raum mit einem langen Tisch, Landkarten, Büchern und diversen Papierstapeln frei. Ein Mann mit kurzem dunklem Haar in T-Shirt und weißen Boxershorts sprang von einem Stuhl hinter einer Reihe von Computern auf.

«Was zum Teufel ...?»

Seine Haare waren kürzer als auf dem Polizeifoto von 2003, aber es war dasselbe Gesicht, dieselbe schiefe Nase.

«Caladh McGill?», fragte Ryan kühl und schaute sich um. «Sind Sie Caladh McGill?»

Cal nickte.

«Mein Name ist Ryan, Detective Inspector Ryan, und dies hier sind meine Kollegen. Wir müssen uns unterhalten.»

Einer der Uniformierten trat an Ryan vorbei und befahl Cal, die Hände hinter den Rücken zu nehmen. Er beugte sich vor, und der Beamte legte ihm Handschellen an.

«Sehen Sie, was habe ich gesagt?», wandte sich Ryan an Jamieson.
«Ganz harmlos.»

«Ja, Sir», erwiderte Jamieson mit finsterem Blick.

«Belehren Sie ihn über seine Rechte, Jamieson.»

Als sie damit fertig war, hielt Ryan den Schlüssel zu Cals Wohnungstür hoch. «Ihrer, vermute ich. Sie haben Glück, dass sich niemand damit Zutritt verschafft hat.»

Ryan legte den Schlüssel auf den Tisch und ging dann um das Möbelstück herum. Die Finger seiner rechten Hand glitten über Bücher und Akten und hinterließen eine Spur im Staub. «Strandgut und Treibgut Ermittlungen – was bedeutet das, Mr. McGill?»

Ryan musterte die Regalborde mit Cals Sammlung von Fundstücken.

Cal zuckte die Achseln. «Das ist meine Arbeit.»

«Na, wenn Sie es sagen, Mr. McGill. Wie sieht diese Arbeit denn konkret aus?»

«Ich helfe Umweltorganisationen, die nach den Quellen von Ölverschmutzungen, über Bord gegangenen Containern oder Fischernetzen suchen. Die Organisationen beauftragen mich, die Verschmutzer auffindig zu machen.»

«Wie funktioniert das?»

«Der Weg dieser Gegenstände lässt sich anhand von Windgeschwindigkeiten und Daten über die Meeresströmungen berechnen.»

«Nun ...» Ryan stand jetzt hinter McGill und betrachtete die Ozeankarten an der Wand. «Welche Meeresströmung oder welcher Wind hat Sie denn gestern Abend in den Garten des Umweltministers getrieben?»

Cal sagte nichts.

«Wie Sie wollen.» Ryan wandte sich an Jamieson. «Zeigen Sie Mr. McGill den Durchsuchungsbeschluss.»

Ryan hatte die kleine Wendeltreppe entdeckt, an deren oberem Ende sich ein Absatz mit einer winzigen Tür zum Dach befand. «Und schauen Sie auch da oben nach, Jamieson», sagte er und machte es sich in einem Sessel neben den Regalen bequem. Auf dem Boden daneben befand sich ein wackliger Stapel Bücher. Ryan nahm die beiden obersten und legte sie auf seinen Schoß. Das erste hieß *Science of the Seven Seas*

und stammte von einem Autor namens Henry Stommel, der auch das zweite Buch geschrieben hatte, *The Gulf Stream: A Physical and Dynamical Description*.

Ryan hielt die Bücher hoch. «Wer ist dieser Kerl, Henry Stommel?»

«Er ist ein Ozeanograph.»

«Ist er berühmt?»

«Das könnte man sagen.»

«Weswegen?»

«Wegen seiner Arbeit zur thermohalinen Zirkulation der Ozeane.

Er –»

«Der was?» Ryan schürzte die Lippen. «Helfen Sie mir, Mr. McGill. Ich bin bloß ein ignoranter Polizist.»

«Es geht um das System der Meeresströmungen, durch das Wärme über den gesamten Globus verteilt wird.»

Ryan schaute wieder auf die Wandkarten. «Warum also verbringt jemand, der *Science of the Seven Seas* liest», er hielt Stommels Buch hoch, «seine Nächte in fremden Gärten? Das sollte keine allzu schwierige Frage sein, oder?»

Cal sagte nichts, und Ryan betrachtete Jamieson, die unsicher die Treppe hinaufstieg. Oben blieb sie stehen, außer Atem und verwirrt, da sie die unausgesprochene Missachtung durch ihren Vorgesetzten spürte. Ihr Rock war zu eng.

«Alles klar, Jamieson?»

Verdammt witzig, Sir.

«Ja, Sir. Warum auch nicht?»

Ryan erhob sich und legte die beiden Bücher auf den Sessel. Vom Tisch nahm er einen gelbbraunen Ordner mit dem Etikett «Strandgut / Treibgut 2006». Lässig und desinteressiert blätterte er ihn durch, dann legte er ihn wieder hin. Er ging an den Regalen entlang und warf einen Blick auf Cals ungemachtes Bett. Dann bemerkte er die offene Tür zum Bad. Er trat näher und warf einen Blick hinein. Blutbefleckte Papiertaschentücher waren überall auf dem Boden verstreut. Vor der Dusche lag der blutgetränkte Fetzen eines T-Shirts.

«Das ist eine ganze Menge Blut, Mr. McGill. Was ist passiert?»

«Ich habe mich geschnitten.»

«Tatsächlich. Ich frage mich, wo das passiert ist.»

«Nirgendwo.»

«Es muss doch wohl irgendwo passiert sein, Mr. McGill.»

«Nirgendwo speziell, meine ich.»

Jamieson tauchte wieder oben auf der hölzernen Plattform der Wendeltreppe auf.

«Irgendwas entdeckt, Jamieson?»

«Ein paar Topfpflanzen. Hier oben ist eine Art Dachgarten.»

«Sehr schön. War dort oben auch ein Zaun, Jamieson?»

«Nein, Sir.»

«Wussten Sie, dass heute Nacht jemand den neuen Zaun des Umweltministers beschädigt hat, Mr. McGill?»

Cal zuckte die Achseln.

Ryan setzte sich auf die Tischkante und griff in seine Tasche. Er faltete einen Ausdruck der Aufnahme aus der Überwachungskamera auseinander und zeigte ihn Cal. «Wie Sie sehen, wissen wir, wo Sie waren. Wir wissen nur nicht, warum Sie dort waren.»

Langsam breitete sich ein Lächeln auf Cals Gesicht aus.

«Ich habe ein bisschen gegärtnert, okay?»

«Na, das ist schon besser, Mr. McGill. Um welche Uhrzeit?»

«Ungefähr um elf.»

Ryan schaute auf den Ausdruck. «23 Uhr 23 und 20 Sekunden, Mr. McGill. Haben Sie sich dort Ihre Verletzung zugezogen?»

Cal nickte.

«Sie sind festgenommen, Mr. McGill.» Ryan drehte sich um zu Jamieson. «Bringen Sie den Arzt her. Ich will nicht, dass Mr. McGill hier fortgebracht wird, ehe er untersucht wurde.»

«Das ist nicht nötig», sagte Cal.

«Doch, das ist es. Ich möchte, dass Ihre Verletzungen von einem Arzt aufgenommen werden, bevor wir Sie wegbringen. Sie sollen nachher nicht behaupten können, die Polizei hätte sich einen gewaltsamen Übergriff geleistet. Also können wir uns beim Warten ruhig ein bisschen kennenlernen, oder?»

Jamieson beendete das Telefonat. «Der Arzt kommt in einer halben Stunde, Sir.»

«Prima. Eine halbe Stunde sollte reichen für eine gute Geschichte von Mr. McGill.»

Cal zeigte keine Reaktion.

«Jamieson, fangen Sie an, sein Zeug zu durchsuchen», befahl Ryan. «Schauen Sie, was Sie finden können.»

Er deutete auf die Computer. «Die werden wir brauchen. Wir können sie genauso gut gleich mitnehmen.»

Cal protestierte. «Ich brauche sie für meine Arbeit.»

«Nun, Mr. McGill, daran hätten Sie früher denken sollen.»

Jamieson stand neben Cal bei seinen Computern. Sie drückte die Return-Taste auf einer der Tastaturen. Der Bildschirmschoner, der Wellen zeigte, die sich krachend auf einem Strand brachen, verschwand. Stattdessen erschienen sieben Fotos von Turnschuhen. Sie standen in zwei Reihen angeordnet, vier oben und drei unten. Jedes Bild war beschriftet. Der Name der Datei lautete: «British Columbia: Füße».

«Sir», sagte Jamieson. «Würden Sie mal einen Blick hierauf werfen?»

Als Ryan um den Tisch herumtrat, aktivierte Jamieson den zweiten PC. Cals Maileingang erschien auf dem Bildschirm. Sie klickte auf Cals Unterhaltung mit DLG. «Sir, das schauen Sie sich besser auch einmal an.»

Ryan beugte sich zu Jamieson hinüber, um die Nachrichten zu lesen.

«Was wissen Sie über den Fuß, der in Seacliff gefunden wurde?»

«Nichts.»

«Nach nichts sieht das aber nicht aus.»

«Ich weiß, dass dort ein Fuß angespült wurde. Das ist alles.»

«Warum wollten Sie wissen, ob auch ein Schuh gefunden wurde?»

«Es könnte wichtig sein.»

«Inwiefern?»

«Für die Frage, wie der Fuß dorthin gelangte. Wenn er noch in seinem Schuh steckte, ist es wahrscheinlicher, dass er mit der Flut angetrieben wurde, als dass er von jemandem am Strand abgelegt wurde.»

«Würden Sie das bitte erklären?»

Cal erzählte Ryan und Jamieson von den Füßen in British Columbia und dem Prozess der Disartikulation.

«Also treibt der Fuß beim Zerfall des Körpers davon, wenn er einen Schuh trägt?», fasste Ryan zusammen.

«Wenn er einen schwimmfähigen Schuh trägt, wie zum Beispiel einen Turnschuh, dann kann das passieren, ja.»

«Wer ist dieser DLG?»

«Ich kenne ihn nicht.»

«Nun kommen Sie schon, McGill. Sie tauschen sich aus. Sie scheinen sich gut zu verstehen.»

«Das tun wir, online, aber ich kenne seinen Namen nicht.»

«DLG – sind das die Initialen?»

«Es ist bloß eine Abkürzung, die er benutzt. Sie steht für Doctor Long Ghost.»

Ryan legte beide Hände auf die Tischkante und beugte den Kopf hinab, bis er sich mit Cal auf Augenhöhe befand. «Verscheißern Sie mich nicht, Mr. McGill.» Die Drohung war nicht zu überhören.

«Das tue ich nicht. DLG gehört zu einer Gruppe von Strandgut-sammlern. Alle Mitglieder haben Pseudonyme. Ich kenne ihre wirklichen Namen nicht. Sie helfen mir bei meinen Forschungen.»

Jamieson hatte Cals Mails aus der letzten Zeit durchgescrollt. «Gibt es da auch einen Mack?», fragte sie.

Die Frage irritierte Ryan, der seiner Untergebenen einen missbilligenden Blick zuwarf. «Was hat das damit zu tun?»

Cal ignorierte Ryan. «Ja, es gibt einen Mack. Er ist der Leiter der Gruppe.»

«Wie in dem Buch», stellte Jamieson fest.

«Kann mich jemand in dieses Privatgespräch mit einbeziehen?» Ryan klang genervt. «Worüber reden Sie, Jamieson?»

«Sir, wir sprechen über *Omo*. Das ist ein autobiographischer Roman von Herman Melville, der auch *Moby Dick* geschrieben hat, Sir.»

«Weil ...?»

«Nun, Sir, Doctor Long Ghost ist eine der Figuren im Buch, genau wie Mack. *Omo* gilt als erstes Buch in englischer Sprache, das den Begriff ›Beachcomber‹ für Strandgutsammler benutzt. Aber das ist Mr. McGills Geschichte ...» Jamieson machte eine ausholende Geste in Cals

Richtung, dankbar, ihn wieder zur Zielscheibe für Ryans Spott machen zu können.

«Genau», sagte er. «Das Buch berichtet über Melvilles Zeit auf einem Walfänger in der Südsee. Der Titel leitet sich vom polynesischen Begriff für einen Mann ab, der von einer Insel zur nächsten vagabundiert. Mack war der Anführer einer Gruppe von Vagabunden oder Strandgutsammlern, die Melville beschrieb; und DLG, Doctor Long Ghost, war der Arzt an Bord des Walfängers *Julia*.»

Ryan schüttelte verwirrt den Kopf. «Was hat das mit einem Fuß am Strand von East Lothian zu tun?»

Cal zuckte die Achseln. «Nur dass Omoo der Name der Gruppe ist, zu der DLG gehört. Sie ist eine Art Horchposten für alles Interessante, das irgendwo an Schottlands Küste gespült wird.»

«Und die Mitglieder nehmen von sich aus Kontakt mit Ihnen auf?»

«Meistens schon. Ihre Informationen helfen mir bei meinen Computermodellen, und ich kann ihnen auch helfen.»

«Wie das?»

«Indem ich nachvollziehe, wo das Strandgut, das sie entdeckt haben, seine Reise begonnen hat.»

«Wie lautet Ihr Pseudonym, Mr. McGill?», fragte Jamieson. «Bembo?»

Cal lächelte. «Nein, ich habe keins, da ich nicht Mitglied der Gruppe bin. Und außerdem bin ich im Gegensatz zu Bembo nicht gefährlich.»

«Der Umweltminister würde das möglicherweise anders sehen», sagte Jamieson.

«Genug jetzt.» Ryans finstere Miene verriet seine Gereiztheit. «Wer oder was ist Bembo?»

«Bembo», erklärte Jamieson, «war der Harpunierer. Er war bemerkenswert still, obwohl etwas in seinen Augen verriet, dass er weit davon entfernt war, harmlos zu sein.»

Ryan war klar, dass sie aus dem Buch zitierte, einem Buch, von dem er zu allem Überfluss nie gehört hatte. «Ich bin in einem Irrenhaus», murmelte er leise, aber laut genug, dass Cal und Jamieson ihn verstanden. Ryan wischte sich die Staubspur von der Hose, dort, wo er an der Tischkante gelehnt hatte. «Nun, vielen Dank für diesen kleinen Ausflug

in die Südsee, Mr. McGill. Ich bin allerdings wesentlich mehr an dem interessiert, was Sie im Garten des Ministers getrieben haben.»

Cal erwiderte prompt und in sachlichem Ton: «Ich habe eine *Dryas octopetala* gepflanzt.»

Als wäre dies offensichtlich und die Frage völlig überflüssig.

«Eine was?»

«Es ist eine arktische Pflanzenart.»

Ryan warf Jamieson einen hilfeschendenden Blick zu. «Vermutlich wissen Sie auch diesmal, wovon er spricht.»

«Nein, Sir. Das weiß ich nicht.»

Es war das fünfte Mal.

Beim ersten Mal hatte Basanti geschrien, weil es so unerwartet geschah. Sie hatte versucht, sich ihm zu entwinden, doch sein Gewicht hielt sie auf ihrem Stuhl fest, während seine rechte Hand durch ihre Bluse hindurch nach ihren Brüsten grabschte. Dann hörte er ein Geräusch draußen im Korridor und ließ von ihr ab, voller Angst, von den Männern erwischt zu werden, denen das Mädchen gehörte und die ihn beschäftigten, einen Albaner ohne Papiere und ohne Englischkenntnisse. Eilig packte er seine Sachen zusammen – einen Eimer, einen Wischmopp und einen Staubsauger – und verschwand schnell, ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen.

Beim zweiten Mal hatte sie im Stuhl vor dem Spiegel gesessen und ihr Haar geföhnt. Er hatte um ihr Bett herumgeputzt, und sie bemerkte, dass er sie verstohlen musterte, ehe er zur Tür ging, um sie abzuschließen. Sie sah die Reflexion der baumelnden Schlüssel im Spiegel. Im nächsten Augenblick beugte er sich über sie und griff ihr an die Brüste. Sie schrie nicht, und sie versuchte auch nicht, sich ihm zu entwinden. Sei tapfer, um Preetis willen, sei tapfer, sagte sie sich. Sie hob die Schultern in träger Resignation, die zu sagen schien: «Alle anderen Männer tun mir schlimmere, viel schlimmere Dinge an, und du bist sowieso zu

groß und zu stark.» Das unerlaubte Vergnügen, das seine Kraft ihm verschaffte, ließ ihn zufrieden schnaufen.

Als sie die Schlüssel zum dritten Mal an der Tür baumeln sah, registrierte sie aufmerksam die feste dunkle Haut an seinem Hals, ein lockiges rotbraunes Haar unterhalb seines Ohrläppchens und den Puls daneben.

Beim vierten Mal tastete sie nach dem Bleistift neben ihrem Oberschenkel, betrachtete die baumelnden Schlüssel und beobachtete, wie er den Hals reckte, wenn sie sich zu ihm umdrehte. Neben dem rotbraunen Haar und dem Puls zog sich eine feine blaue Linie unter der Haut entlang. Sie prägte sich diese Linie genau ein. Die Haut war angespannt, doch der Neigungswinkel seines Halses machte ein Abgleiten relativ wahrscheinlich.

Beim fünften Mal tastete sie nach dem Bleistift neben ihrem Oberschenkel und vergewisserte sich, dass die Schlüssel an der Tür baumelten. Sie saß dem Spiegel genau gegenüber und wandte ihm den Rücken zu. Als er sie berührte, drehte sie sich weder weg noch zu ihm hin, denn diesmal musste sie ihn dazu bringen, sich weiter über ihre Schulter zu beugen als bei den vorherigen Malen. Ja, die Haut musste gespannt sein, der Hals aber weit vorgebeugt. Er musste den Kopf vor ihren strecken, nach unten schauen und sich ablenken lassen. Sie musste ihn dazu bringen, ihr auf diese Weise seinen Hals zu präsentieren, ehe die Angst, dass seine Arbeitgeber ihn erwischten, stärker wurde als das Verlangen, ein junges und schönes indisches Mädchen zu berühren.

Während sie also dasaß und zuließ, dass er sie liebte, öffnete sie die Knöpfe ihrer Bluse und dann auch den Knopf an ihrer Jeans. Er schnaufte auf seine übliche lüsterne Weise und beugte sich weit vor über ihre Schulter. Erst um ihre unbedeckten Brüste zu betrachten, dann um seine raue Hand in ihr Höschchen zu schieben. In diesem Augenblick packte sie den Bleistift genau in der Mitte, um zu verhindern, dass er beim Aufprall abbrach, und hieb ihn durch die gespannte Haut an seinem Hals in die Arterie neben dem gelockten rotbraunen Haar.

Ganz hinein bis zu ihrer Hand, dann riss sie ihn wieder heraus.

Er schrie, als die Waffe eindrang, und noch einmal, als sie wieder herausgezogen wurde. Ein purpurroter Strahl spritzte aus seinem Hals heraus.

Sie lief zur Tür und griff nach dem Schlüsselbund, der am Schloss baumelte.

[...]